



Matthias Müller
Barbara Bräutigam
Anja Lentz-Becker

Familienbildung – wozu?

Familienbildung im Spiegel
diverser Familienwirklichkeiten

Matthias Müller • Barbara Bräutigam •
Anja Lentz-Becker
Familienbildung – wozu?

Matthias Müller
Barbara Bräutigam
Anja Lentz-Becker

Familienbildung – wozu?

Familienbildung im Spiegel diverser
Familienwirklichkeiten

Verlag Barbara Budrich
Opladen • Berlin • Toronto 2019

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Alle Rechte vorbehalten

© 2019 Verlag Barbara Budrich, Opladen, Berlin & Toronto

www.budrich-verlag.de

ISBN 978-3-8474-2056-9 (Paperback)

eISBN 978-3-8474-1071-3 (eBook)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Titelbildnachweis: shutterstock.com

Typographisches Lektorat: Anja Borkam, Jena

Druck: paper & tinta, Warschau

Printed in Europe

Inhalt

Einleitung	7
I. Familie	
1. Familie im Kaleidoskop ihrer Beschreibungen	14
2. Familie zwischen transgenerationalen Gaben und Bürden	16
3. Familie zwischen Rollenfreiheit und Rollendiffusion	22
4. Familie zwischen Bewältigungsaufgaben und individuellen Bedürfnisbefriedigungen	26
5. Familie zwischen statischen und dynamischen Familienkulturen	30
6. Familie zwischen heiler Welt und Tohuwabohu	33
7. Familie zwischen Privatheit und gesellschaftlich-politischen Rahmenbedingungen	39
II. Familienbildung	
1. Familienbildung: Historische Schlaglichter (Mitarbeit Johanna Robeck)	48
2. Familienbildung: Umsetzungsbedingungen	52
3. Familienbildung: Zielgruppen	57
4. Familienbildung: Forschungsblicke (Mitarbeit Johanna Robeck)	60
III. Darum: Familienbildung	
1. Familienbildung als psychosoziale Regulation von Übergangsprozessen	68
1.1 Ursächliche Bedingung psychosozialer Regulationsprozesse	70
1.2 Intervenierende Handlungs- und Interaktionsstrategien im Familienbildungsbereich	73
1.3 Intervenierende Bedingungen	76
1.4 Kontextbedingungen	83

1.5 Konsequenzen: Ressourcen fördern, um Risiken zu vermeiden	85
1.6 Zusammenfassung	86
2. Familienbildung als dritter Sozialraum zwischen Privatheit und Öffentlichkeit	87
3. Familienbildung als „Familiending“	91
4. Familienbildung und die Erreichbarkeit von Familien	94
5. Familienbildung als Organisation eines Familienservice (Mitarbeit Daniela Zorn)	98
6. Schlussbemerkung	105
Literatur	107
Praxistools	126
P0: Praxistools zur Familienbildung	126
P1: Familienbilder	127
P2: Familien erreichen	129
P3: Moderationshilfen in der Familienbildungsarbeit	131
P4: Familie im transgenerationalen Blick	133
P5: Familienmotto	134
P6: Familienereignisse und -rituale	135
P7: Familienereignisse und ihre Ambivalenzen	136
P8: Umweltkarte	138
P9: Konzeptentwicklung Familienbildung	141
P10: Kooperationspartner*innen in der Familienbildung	146
P11: Definition der Zielgruppen und des Auftrags	148
P12: Definition „Familienbildung“	150
P13: Bedarfs- und Bestandsanalyse	151
P14: Finanzierung von Familienbildung	155
Autorinnen/Autor	157

Einleitung

„Alles Familie“ (Maxeiner u. Kuhl 2010) ist der Titel eines Kinderbuches, das auf äußerst anschauliche Weise die schon oft beschriebene Pluralität und Mehrdeutigkeit des Familienbegriffs beschreibt. Jeder Mensch entstammt biologisch und sozial einer Familie und hat sie in den meisten Fällen auch erlebt. Selbst wenn ein Mensch nicht in Familie aufgewachsen ist, sie nicht kennt oder erlebt hat, entwickelt er dennoch ein inneres Bild von Familie und positioniert sich auf diese Weise zu Familie.

„Alles Familie“ (ebd.) lässt sich auch ohne großen Aufwand als eine konservative Formel definieren, in der Familie als das Zentrum menschlichen Daseins verstanden werden kann, das geschützt und verteidigt werden muss und sich – um es auf die Spitze zu treiben – biologisch, genetisch begründet in geradezu „natürlich“, „objektiv“ erscheinenden Regeln realisiert. „Alles Familie“ kann aber im Sinne des zitierten Kinderbuches und auch in unserem Sinne deutlich liberaler und subjektiver verstanden werden. Dann meint diese Bezeichnung im Grunde nur, dass wir unsere nahen Kontakte zu Familie machen. Da wird der neue Freund der Mutter zum „Vati“, weil der biologische Vater von den Kindern als „Papa“ bezeichnet wird. Oder das Haustier wird zum Zentrum der Familie, bei dem sich jedes Familienmitglied beim nach Hause kommen fragt, wo denn die Familienkatze ist, und niemand sich das Drama vorstellen mag, wenn diese Katze einmal sterben sollte. Alles, was die Menschen zu Familie machen, ist damit Familie. Familie ist somit keinen natürlichen Regeln im biologischen und genetischen Sinne unterworfen, sondern Familie ist eine Gruppe, die sich die Menschen weit über biologische Zugehörigkeit hinaus in den Verhältnissen, in denen sie leben, bauen – oder konstruieren. Und obwohl wir hier zwei Extrempole beschrieben haben, sind Familien zwischen diesen beiden Polen immer noch vielfältiger, als sich das jede/jeder Einzelne vorstellen kann. Zu guter Letzt prägt Familie jede/jeden Einzelnen von uns als der erste bzw. wichtigste Ort des zwischenmenschlichen Austausches so stark, dass unsere Familien-, Beziehungs- und Bindungserfahrungen in allen möglichen anderen Zusammenhängen wiederauftauchen – am Arbeitsplatz, in der Schule usw.

Familie, so kann es pointiert gesagt werden, ist sehr bedeutungsvoll und in der Ausgestaltung der Bedeutung aber vollkommen offen, immer wichtig und letztlich das, was daraus gemacht wird. Somit rücken die

vielfältigen Sichtweisen, die von den Menschen selbst – wie auch von der Politik, der Wissenschaft, den Kirchen, der Literatur, den Kitas, den Schulen, den Arbeitgebern usw. – gegenüber Familien eingenommen werden, ins Zentrum unseres Interesses.

Und wozu nun Familienbildung? Das haben wir uns gefragt. Das scheint den einen klar, den anderen weniger klar, und die Nächsten wissen nicht einmal, was Familienbildung überhaupt sein soll. Wir haben uns in diesem Buch auf die Suche nach Antworten für diese Frage gegeben und zur Unterstützung auch unsere Forschungsergebnisse zur Familienbildung in Mecklenburg-Vorpommern mit herangezogen.¹ So wollen wir uns nun auf folgende Weise mit dieser Frage auseinandersetzen:

Im *ersten Teil* des Buches geht es uns darum, die Vielfalt von Familie zu beschreiben und Aspekte darzustellen, die es aus unserer Sicht zu berücksichtigen gilt, wenn man sich mit Familie und Familienbildung beschäftigt. Der *zweite Teil* skizziert einen Überblick zu den aus unserer Sicht relevanten Gesichtspunkten der Familienbildung. Der *dritte Teil* des Buches beschäftigt sich dann mit der Frage: „Familienbildung wozu?“ Hier geht es uns insbesondere darum, deutlich zu machen, dass die Dynamik der steten Veränderung, der Familienmitglieder in Familie

- 1 Die Forschungen sind im Rahmen unserer Arbeit als Fachstelle für Familienbildung – ALFA (Alles ist Familie – Familie ist alles) – als Landesmodellprojekt vom Ministerium für Soziales, Integration und Gleichstellung initiiert und gefördert worden (vom 1. Mai 2014 bis zum 30. April 2017). ALFA unterstützte in diesem Zeitraum den Prozess des konzeptionellen Arbeitens insbesondere der öffentlichen Träger der Familienbildung durch Netzwerkarbeit, Beratungen und Forschung. Im Rahmen des Projektes ALFA wurde zur Familienbildung eine bedarfsorientierte Erhebung anhand einer umfangreichen Bürger*innenbefragung in Mecklenburg-Vorpommern vorgenommen (N = 1759). Ziel der Befragung war es, in Anbetracht soziodemografischer Einflüsse die Familienangebote in Mecklenburg-Vorpommern im Hinblick auf das Angesprochensein, die Wichtigkeit sowie die Bedürfnislage der Betroffenen, zu ermitteln. Außerdem wurden qualitative Untersuchungen in Form von themenzentrierten Einzel- und Gruppeninterviews durchgeführt. In der qualitativen Forschung wurden vier Perspektiven relevanter Akteure der Familienbildung mit einbezogen (Bürger*innen, die keine Familienbildungsangebote nutzen; Personen, die Familienbildungsangebote nutzen; Familienbildungsfachkräfte freier Träger; Verantwortliche der öffentlichen Träger der Kinder- und Jugendhilfe). Die erhobenen Daten wurden hinsichtlich der Angebote, Themen, Bedarfe und möglichen Zielgruppen in der Familienbildung analysiert. Diese Kriterien wurden mittels qualitativ orientierter Inhaltsanalyse kategorisiert und zusammengefasst. Eine ausführliche Darstellung der Ergebnisse sind in der auch online zur Verfügung stehenden Publikation „Familienbildung Mecklenburg-Vorpommern“ (Bräutigam et al. 2018) zu finden.

ausgesetzt sind, Anpassungsleistungen von ihnen erfordert, die Familienbildung in äußerst konstruktiver Weise unterstützen kann. Die Anerkennung dieser Anpassungsleistung als einen notwendigen Dienst in modernen Gesellschaften macht es dabei zwingend erforderlich, dass Dienste für Familien in den Lebensräumen der Menschen klar erkennbar sind und sie darauf Zugriff haben. Im *Anhang* des Buches sind dann noch einige Praxistools für die Familienbildungsarbeit zu finden.

I. Familie

„In der Weihnachtszeit, behauptete Adrians Vater, bekam man mehr Freunde und Verwandte zugeteilt als das ganze Jahr über. Ungeahnte Leute kletterten aus ihren Verstecken, riefen spätabends an, schrieben Weihnachtskarten aus dem Sonderangebot und fingen schlagartig an zu existieren“ (Creller 2014, S. 107).

Der erste Teil des Buches wird sich also mit der Frage beschäftigen, *was eigentlich Familie ist*. Bei dieser Frage könnte man einige Definitionen aufzählen, um so ein möglichst klares Bild von Familie zu kreieren. Eine zweite Möglichkeit wäre, mit ihr weniger definitorisch umzugehen, sondern möglichst viele Facetten von Familie auszuleuchten. Da wir uns mit diesem Buch zur Aufgabe gemacht haben zu klären, wozu es Familienbildung braucht, haben wir uns für die zweite Umgangsform entschieden, da der besagte Facettenreichtum unseres Erachtens entscheidend für familienbildnerisches Handeln ist. Mehr noch, es scheint uns notwendig, in der Praxis der Familienbildung über ein rationalisiertes und differenziertes Familienbild zu verfügen, um überhaupt an die Menschen und ihre jeweiligen familiären Verhältnisse anschließen zu können. Dieser Teil macht daher deutlich, in welche Richtungen Familienbildner*innen das Thema Familie ausleuchten können, um ihre Arbeit mit Familien einordnen, gestalten und reflektieren zu können. Es soll dazu dienen, angeleitet ein heterogenes, praxistaugliches Bild von Familie entwickeln zu können.

Die Familie ist für die meisten Menschen das primäre und in der Regel auch bedeutungsvollste System; körperliche und seelische Befindlichkeiten stehen in einer tiefen wechselseitigen Abhängigkeit vom Familiensystem (vgl. McGoldrick u. Gerson 2000; Bräutigam u. Herberhold 2006). Bis heute wird Familie mythisiert und gilt vielen Menschen und Institutionen als besonders schützenswert und heilig (vgl. Waterstadt 2016). Gleichzeitig bringt dieser mit vielen Beziehungs- und Schutzansprüchen – an sich selbst und an andere – verbundene Mythos auch Ängste und Belastungen mit sich. In dem Roman „Als der Sommer eine Farbe verlor“ wird beschrieben, wie eine Malerin an ihrem Anspruch, Mutter, Ehefrau und Künstlerin zu sein, psychisch zerbricht:

„Eine Familie, quelle idée obsédante!‘ Du warst besessen davon, das Unmögliche möglich zu machen. Eine Familie ist nicht das Holz, das ein kreatives Feuer brennen lässt, eine Familie löscht es aus, langsam, ganz langsam erstickt sie es. Hörst du? Und jetzt, voilà, jetzt ist es passiert! Dein ganzes Ding bricht zusammen. Familie!“ (Heinitz 2014, S. 21).

1. Familie im Kaleidoskop ihrer Beschreibungen

Die Individualisierung der Lebensentwürfe und die Pluralisierung der Lebensformen bringt äußerst unterschiedliche Familienformen hervor (vgl. Peuckert 2008, S. 29–37), die weit entfernt sind vom bürgerlichen Normenmodell. So beschreibt Nave-Herz (2006, S. 33–35) folgende Strukturierungsprinzipien von Familien: nach dem Familienbildungsprozess, nach der Anzahl der Generationen, nach Rollenbesetzung in der Kernfamilie, nach dem Wohnsitz und nach Erwerbstätigkeit der Eltern. Mithilfe dieser Strukturierungsprinzipien kommt sie auf 24 unterschiedliche Familienformen. Zu wesentlichen Wandlungsfaktoren von Familien zählen u. a. gestiegene Lebenserwartung, gesunkene Heiratsneigung, hohe Scheidungsraten, nichteheliche Partnerschaften und Lebensgemeinschaften, gleichgeschlechtliche Partnerschaften, Geburtenrückgang, veränderte Erziehungswerte und das Nebeneinander von traditionellen und alternativen Familienmodellen (Jungbauer 2014).

Im gesellschafts- und sozialpolitischen Rahmen wird die Familie als kleinste „Zelle“ des Staates und grundlegender Bestandteil der Gesellschaft definiert (vgl. Rathmann 2015, 122). Aus dieser Perspektive werden an Familien, in ihrer Rolle als soziale Institution, unterschiedliche Ansprüche und Erwartungen gestellt, mit dem Zweck, den Bestand und die Stabilität von Gesellschaft zu sichern. Im öffentlichen Diskurs werden nach Fries (2014) insbesondere „die Geburt von Kindern und deren Sozialisation“ als wichtige Funktionen gesehen. Nave-Herz (2012) spricht von der biologisch-sozialen Doppelnatur der Familie, die sich um die Funktionen der Reproduktion und der Sozialisation zentriert. Mit Fortschritten in der Reproduktionsmedizin und auch mit der Pluralisierung von Familienformen und Verwandtschaftsstrukturen scheint ebendiese biologisch-soziale Doppelstruktur infrage gestellt bzw. deutlich aufgeweicht zu sein. Laut Vascovics (2011) segmentiert sich beispielsweise die Elternschaft in eine biologische, genetische, rechtliche und soziale Elternschaft. Bei den sogenannten Inseminationsfamilien entsteht im Falle einer Eizellenspende so beispielsweise eine Trennung von biologischer und genetischer Elternschaft. Hinzu kommen bi- und multinukleare Familien, bei denen die Kinder an zwei oder mehr Lebensorten aufwachsen, sogenannte Regenbogenfamilien, transkulturelle Familien (vgl. Peuckert 2012) und netzförmige Elternschaften. Unter netzförmiger Elternschaft sind „familiale Konstellationen, in denen mindestens drei partnerschaftlich oder freundschaftlich verbundene

Erwachsene verbindlich und relativ dauerhaft Elternaufgaben (Elternschaftssegmente) wahrnehmen und als elterliche Bezugspersonen für ihre (leiblichen oder sozialen) Kinder fungieren“ (Vascovics 2011, S. 29) zu verstehen.

Die biologisch-soziale Doppelnatur von Familie scheint damit in ihrer Eindeutigkeit eher der Vergangenheit anzugehören. So trennt beispielsweise der Vater des Helden in dem Roman „Slam“ von Nick Hornby (2008) die Konstrukte „Vaterschaft“, „Partnerschaft“ und „Elternschaft“ sehr klar – in der Absicht, seinen 15-jährigen überforderten und gerade ungewollt zum Vater gewordenen Sohn zu entlasten:

„Ich sage ja bloß, dass keiner von dir erwartet, dass du dort bleibst. Aber bleib ein guter Dad, sonst kriegst du es mit mir zu tun [...]‘ Ich verkniff mir ein Lachen; mein nichtsnutziger Dad sagte mir, ich soll ein guter Dad sein, sonst wehe [...] ,Aber andererseits lass dich nicht davon fertigmachen. Beziehungen halten sowieso keine fünf Minuten in deinem Alter. Erst recht nicht mit Kind, dann sind es nur noch drei Minuten. Versuch nicht, Bis-dass-der-Tod-euch-scheidet draus zu machen, wenn du nicht mal weißt, wie du es bis zum Tee durchhalten sollst“ (S. 279).

Familie ist somit vielfältig, nicht eindeutig und verfügt in ihrer Innenlogik über äußerst heterogene Wertesysteme. In dem im Jahr 2011 mit dem Deutschen Preis für Kinder- und Jugendliteratur ausgezeichneten Bilderbuch von Alexandra Maxeiner und Anke Kuhl (2010), „Alles Familie! Vom Kind der neuen Freundin, vom Bruder von Papas früherer Frau und anderen Verwandten“, wird dieser Umstand sehr bildhaft beschrieben:

„Es gibt Familien, die bewegen sich kaum oder gar nicht. Andere rennen viel herum, weil sie ständig irgendwelche Termine haben. Einige Familien lüften nie. Andere tun das ständig, und dann frieren alle“ (o. S.).

Aber Familie ist auch jedem bekannt und vertraut, und dennoch bleibt sie höchst individuell, und am ehesten ist sie individualisiert zu verstehen. Gleichzeitig ist Familie aber auch von enormer gesellschaftlicher Bedeutung, weil sie basale und komplexe Aufgaben für die Gesellschaft übernimmt. Familie fällt deswegen rechtlich in Deutschland nach Artikel 6 des Grundgesetzes auch unter den besonderen Schutz des Staates.

Familie kann und muss also aus unterschiedlichen Perspektiven betrachtet werden, denn je nachdem, welcher Aspekt von Familie fokussiert wird, erscheint und wirkt sie anders auf die und in der Familienbildung. Der kaleidoskopische Erscheinungscharakter von Familie ist

in Familienbildungsprogramme zu integrieren. Um dies zu untermauern, werden wir auf transgenerationale, familiensoziologische, psychologische Aspekte und gesellschaftspolitische Rahmenbedingungen eingehen und diese Spannungsfelder mit Beispielen aus der Literatur, die einen besonderen Spiegel für die Entwicklung und Veränderung eines im jeweiligen kulturellen Kontext herrschenden Bildes von Familie darstellt (vgl. Griebel 2013), illustrieren.

2. Familie zwischen transgenerationalen Gaben und Bürden

„Die Geschichte meiner Familie ist, soweit ich das beurteilen kann, immer wieder dieselbe in Grün. Irgendwer – meine Mum, mein Dad, mein Großvater – geht zunächst mal davon aus, dass er einen guten Schulabschluss machen wird, dann vielleicht studieren und sich eine goldene Nase verdienen wird. Aber stattdessen stellt er etwas Dummes an und versucht dann für den Rest seines Lebens, diesen Fehler wieder auszubügeln. Manchmal hat man den Eindruck, als würden es Kinder immer weiterbringen als ihre Eltern. Ihr wisst schon – der Vater war vielleicht Bergmann oder so was, aber sein Sohn spielt dann für das Erstligateam oder gewinnt bei Pop Idol oder erfindet das Internet. Bei diesen Storys hat man das Gefühl, als wäre alle Welt auf dem Weg nach oben. Aber in meiner Familie rutschen die Leute immer schon auf der ersten Stufe aus. Ach was, die meiste Zeit finden sie noch nicht mal die Treppe“ (Hornby 2008, S. 20 f.).

Der bereits erwähnte englische Roman „Slam“ von Nick Hornby (2008), aus dem dieses Zitat stammt, ist ein Buch über das in England relativ ausgeprägte Phänomen der Teenagerschwangerschaften und beschreibt die Situation eines betroffenen Jugendlichen Sam, der mit 15 Jahren Vater wird. Hornby versteht es auf eine sehr humor- und liebevolle Weise, die Auswirkungen der unterschiedlichen Standpunkte und Sichtweisen der beschriebenen Jugendlichen und ihrer Eltern auf Familie deutlich zu machen, ohne irgendeine Position zu entwerfen oder ins Lächerliche zu ziehen. Sam beschreibt sehr plastisch das von ihm empfundene Milieu, in dem er aufwächst und das mit bestimmten, scheinbar festgelegten transgenerationalen Weitergabemustern durchsetzt ist, wobei er durch seinen ironisch distanzierten Blick ebendiese Zwangsläufigkeit der Muster bereits bricht.

Die soziale Eingebundenheit von Menschen lässt sich in Anlehnung an die Linktheorie von Pichon-Rivière (vgl. Böttger 2015) in horizontaler wie in vertikaler Hinsicht verstehen. Zu den horizontalen Kontexten zählen die gegenwärtigen Lebenswelten und Netzwerke der Menschen, bei der vertikalen Eingebundenheit ist der Erforschung von transgenerationalen Mechanismen in Familien als zentral (vgl. King 2014) anzusehen. In diesem Kapitel wollen wir einen Blick auf die vertikale Linie werfen.

Die vertikale Linie deutet sich im Alltag der Menschen durch die Frage nach den eigenen Wurzeln an. Diese Frage ist eine uralte und spiegelt sich in den weit verbreiteten Leidenschaften für Ahnen- und Familienforschung wider. Kinder beschäftigen in einem bestimmten Alter, von wem sie welche Eigenschaften haben, und das Thema „Herkunft“ bildet einen wesentlichen Teil unseres Identitätserlebens. In dem amerikanischen Roman „Der Distelfink“ (Tartt 2013) versucht der heranwachsende Held, seine Wurzeln und seine innere Heimat zu finden, indem er sich auf aufwändige Art ein Gemälde beschafft, das seine verstorbene Mutter geliebt hat. Immer wieder sieht er sich mit der rätselhaften Frage konfrontiert, warum er seinen – für ihn alles andere als komfortablen – Lebensweg einschlägt und warum nicht einen anderen bzw. warum er bestimmten Illusionen – sprich Bildern – nachstrebt und sich so schwertut, bestimmte Realitäten zu akzeptieren. Bei dem folgenden Zitat wird deutlich, warum Menschen z. T. sehr viel stärker ihr Herz an bestimmte Fantasien oder eben an ihr inneres Bild von Familie, wie sie denn sein sollte, hängen, als sich emotional gewissen – familiären – realen Gegebenheiten zu stellen:

„Warum bin ich geschaffen, wie ich bin? Warum liegt mir alles an den falschen Dingen und nichts an den richtigen? Oder, um es anders zu drehen: Wieso sehe ich so klar, dass alles, was ich liebe, was mir am Herzen liegt, Illusion ist, und wieso liegt – für mich jedenfalls – alles, wofür sich zu leben lohnt, in diesem Zauber?“ (Tartt 2013, S. 1008).

Der Begriff der Transgenerationalität übersteigt den der Wurzel, stammt ursprünglich aus der Psychoanalyse und bezeichnet das erstmals von Faimberg (1987) beschriebene Phänomen des Telescoping, d.h. einer „Ineinanderrückung von Generationen“. Die verinnerlichten „Elternimages“ – Elternbilder – stellen dabei ein Schlüsselkonzept dar, das in den psychischen Apparat der nachfolgenden Generation eindringt und durch Identifizierung eine anhaltende Fixierung auf die Ge-